Es ist zwar erklärlich. Denn wenn eine Menge Menschen keinen Glauben mehr besitzt und meint, mit dem Tode sei alles aus, was sollen sie denn anders vernünftigerweise tun, als ihr Sinnen und Trachten auf das gegenwärtige Leben beschränken. Und wenn man das Leben, was Vergnügen, Genuß, Bequemlichkeit anlangt, in um so mannigfaltiger Form und um so erschöpfender genießen kann, wenn man Geld hat, wie soll dann nicht die Geldgier alles Denken und Wollen in Bewegung setzen?

Uebrigens kommt diese Geldjagd nicht gerade vom Geize. Der Geizhals dünkt sich ja mitten in seinem Reichtum arm. Nein, die Menschen streben heutzutage nach Reichtum, um sich desselben für ihren persönlichen angenehmen Genuß zu bedienen und aus Eitelkeit, ihn vor ihren Mitmenschen zur Schau zu stellen. Ausschreitung in dem persönlich angenehmen Genuß und Aufwand, Ausschreitung in der Vervielfältigung der Gegenstände, die für den persönlich angenehmen Genuß und Aufwand bestimmt sind, Ausschreitungen in den Ausgaben, die wegen des persönlichen angenehmen Genusses und Aufwandes gemacht werden. Da diese Dinge aber sich heute in allen Kreisen bei hoch und niedrig, bei arm und reich finden, die Genußsucht das Krebsübel der Gesellschaft ist, so ist eigentlich ein wenig Heuchelei dabei, wenn die, die sonst in ihrer Gesinnung an demselben Uebel krank sind, sich über den größeren Aufbruch des Geschwüres, wie es in diesem Prozesse in die Erscheinung tritt, so arg verwundern und entrüsten. Gleichwohl wird es doch dem Nachdenkenden durch diesen Prozeß zum Bewußtsein gebracht, welch Verderben in der Habsucht und Genußsucht liegt.

Ein Mensch wird, wie die Dinge, die er liebt. Alle seine Gesinnungen und Gefühle nehmen ihre Farbe von den Dingen her, welche diese Gefühle hervorrufen, wecken und fördern. Da braucht man nicht weiter zu fragen, welches die Gesinnungen und Wünsche eines Menschen sein werden und sein müssen, der nur von Geld und Besitz desselben, und wie er sich dadurch Genüsse verschaffen kann, träumt und phantasiert.

Der Menschen Seele wurde für das Geistige erschaffen, aber was hat der Geldgierige und Genußsüchtige mit Geistigem zu tun? Er schätzt alles im Leben nach seinem Marktwert ab. Für ihn ist die Frage: lohnt es sich, kommt etwas dabei heraus, kannst du dabei ein Geschäftchen machen, die Lebensfrage. Andere Fragen betrachtet er als überflüssig. Er würdigt keine Bücher, als sein Geschäftsbuch, und dann die Zeitung, und zumeist in ihr die Kursen und Devisen und die Handelsnachrichten.

Und die Religion und die Kirche? Vom Beten und Kirchengehen meint er, wird er nicht satt. Er ist viel zu beschäftigt, um regelmäßig an religiösen Uebungen teilzunehmen. Das überläßt er den Frauen und Kindern, die nichts anders zu tun haben. Als Katholik die 11 Uhr Messe am Sonntag, einmal im Jahre Kommunion — und ein etwaiges Ueberschlagen derselben dünkt ihm auch nicht schlimm — das ist alles.

Wenn dem Menschen aber die Religion gleichgültig geworden, wenn er keine Gottesfurcht mehr kennt, wo nimmt er dann die Ehrlichkeit her, die ihn Mein und Dein unterscheiden lehrt? Welch ein verderbliches Beispiel setzt wieder die Barmataffäre. Wenn die reichen Leute, ja solche, die Regierungsstellen bekleideten oder vom Volke als Führer erwählt und betrachtet wurden, so von der Habsucht sich leiten lassen, wie will man denn von dem armen Mann, der kaum das tägliche Brot hat, Ehrlichkeit, Rechtschaffenheit und Zufriedenheit mit seiner Lage verlangen?

Es steht zwar in der hl. Schrift geschrieben: „Gott hat die Völker heilbar erschaffen", aber wenn man jetzt nach den Erfahrungen des Krieges, der doch im letzten Grunde von diesem Geiste der Habsucht angezündet und genährt wurde, die Menschen dieselben Wege wieder wandeln sieht, dann sollte man wirklich meinen, sie arbeiteten geflissentlich am Untergang der Völker und der Nationen.

Der Möhnensaal.

Von unserer 89jährigen Dichterfreundin.

Zu Köln im Bürgerhospital — Da ist ein großer Krankensaal — In Reih'n stehn dort ganz egal — Wohl zwanzig Betten an der Zahl — Der Saal ist vielen unbekannt — Er wird auch „Möhnen"saal genannt — Vier Säulen sind drin aufgestellt — Daß nicht herab die Decke fällt — Vier hohe Fenster fugendicht — Die spenden reichlich Luft und Licht — Die Betten sind weiß überzogen — Für kranke Frau'n, die eingezogen — Die meisten alt und elend sind — Und hilflos, wie ein kleines Kind — Die Schwestern sind mit gutem Mut — Den Unglücklichen von Herzen gut — Sie pflegen alle mit Geduld — Dran ist die Gottesliebe schuld — Und daß sie uns so sorglich hegen — Dafür werd' ihnen reichster Segen — Des Morgens früh und in der Nacht — Wenn niemand mehr im Hause wacht — Da drücken sie zur letzten Ruh — Manch Sterbenden die Augen zu — Und auf dem Saal, da lieg auch ich — Und alle haben gerne mich — Die Aerzte, Schwestern und die Kranken — Und freuen sich, wenn für Gedanken — Die ich im alten Kopfe trage — Ein Stück Papier ich mir erfrage — Und bring' sie dann in ein Gedicht — Ja, ich bescheid' die Freude nicht — Wenn kurz drauf mit einem Mal — Das Sonntagsblatt kommt auf den Saal — Und alle alten Fräuchen lesen — Die Reim' und Vers' der Frau Theresen.

Die Dornenkrönung.

Und die Soldaten flochten eine Krone von Dornen und setzten sie auf sein Haupt.

Pilatus hatte nur die Geißelung Christi befohlen. Aber im Anschluß an die Vollstreckung dieses Befehles erzählt die hl. Schrift folgende Begebenheit: „Die Soldaten des Landpflegers riefen die ganze Cohorte zusammen und legten Jesum einen Purpurmantel um und flochten eine Krone von Dornen, setzten sie auf sein Haupt und gaben ihm ein Rohr in seine Hand und traten zu ihm, bogen das Knie vor ihm, verspotteten ihn und fingen an, ihn zu begrüßen, indem sie sprachen: „Sei gegrüßt, du König der Juden." Und sie gaben ihm Backenstreiche. Sie spieen ihn auch an, nahmen das Rohr und schlugen sein Haupt damit, beugten die Knie, sich geberdend, als ob sie ihn anbeteten."

Eine entsetzliche Szene. Aber wie kamen denn die Henker dazu? Wer hatte es ihnen denn befohlen? Doch so pflegt es ja gewöhnlich zu geschehen. Wenn das Böse von oben ausgeht, von denjenigen, welche hohes Ansehen genießen. Die mögen der Sünde manchmal noch so ein ästhetisches Mäntelchen umhängen, unter dem Worte „Kunst, Freundschaft, Freiheit von Prüderie, Berechtigung der Natur, vieles zu entschuldigen, ja zu rechtfertigen suchen, so eine Art Herrenmoral beanspruchen, in der unteren Schichten finden die Lehren nicht nur Anklang, sondern werden auch je nach der Erziehung und fortgeschrittenen Gottentfremdung und dem Fehlen der Furcht, sich gesellschaftlich zu blamieren, auf eigene Faust in roher und gröberer Weise ausgeführt.

Die heidnischen Soldaten waren übrigens, ohne es zu ahnen, die Vollstrecker eines geheimnisvollen göttlichen Ratschlusses. Denn Christus hat ein Recht auf eine Krone als Gott, als Herrscher der Welt, er hat ein Recht darauf als König jenes großen herrlichen Gottesreiches, das er vom Himmel gebracht und das er in den Seelen der Frommen und äußerlich auch in der hl. katholischen Kirche besitzt. Er hat ein Recht auf diese als Hoherpriester des N. B. Wenn der Hohepriester des A. B. das Opfer darbrachte, war sein Haupt mit der Tiara gekrönt. Christus aber stand im Begriffe, das unendlich wertvolle Opfer des N. B. darzubringen. Darum durfte ihm die Krone nicht fehlen.

Die Krone, der Lorbeerkranz, gebührten ihm als glorreichen Sieger. Noch am Abend vorher hatte er in seiner Abschiedsrede an die Gesamtheit der Apostel erklärt: „Ich habe die Welt überwunden" und jetzt schickt er sich an, den letzten Kampf zu übernehmen mit einem Feinde, den bis dahin noch niemand überwunden, mit dem Tode nämlich, um sterbend über ihn den größten Triumph zu feiern.

Endlich trug nach römischer Sitte der Bräutigam am Tage seiner Vermählung eine Art von Diadem; „Geht hinaus, ihr Töchter Sions," heißt es im Hohenliede, „und schauet den König Salomon mit der Krone, womit ihn seine Mutter am Tage seiner Vermählung gekrönt hat." Christus aber, der wahre Salomon, der wahre Friedensfürst, schickte sich gerade an, durch sein Blut sich seine Braut, die heilige Kirche, zu erkaufen und sich mit ihr zu vermählen.

So ließ Gott die Schergen in ihrer boshaften Handlung eine Hindeutung auf eine Ehre offenbaren, die dem göttlichen Heilande mit Recht gebührte.

Wir wollen uns nicht in eine Schilderung der Dornenkrönung verlieren: aber dieses ecce homo Bild mit dem Fetzen eines Purpurmantels, mit der Dornenkrone und dem Rohre, gibt doch zu denken.

1. Ob sich wohl für Christen, die Untertanen dieses Königs, ein Kleiderluxus schickt, der oft alle vernünftigen, ja selbst die höchsten Anforderungen des Standes weitaus überschreitet; muß doch einer schon ganz genau eingeweiht sein in die Künste der Toilette und in den Kostenpreis von Stoffen, Spitzen und Federn, um manchmal die Bürgerstochter von einer Prinzessin und die Dienstmagd von der Hausfrau zu unterscheiden. Von der leichtfertigen Kleidertracht schweigen wir.

2. So manches arme Kirchlein gibt es, zumal in den Missionsländern oder in der Diaspora, in welchem der Leib Christi im hl. Sakramente in Bau, Schmuck und Paramenten nicht besser gekleidet ist, als bei seiner Krönung. Wie würde es den Heiland freuen, wenn nur das Geld, welches sündhaft verschleudert wird, zu seiner Bekleidung in der angegebenen Weise verwendet würde oder auch zur Bekleidung der Armen, von denen er gesagt: Mir habt ihr getan, was ihr dem Geringsten meiner Brüder tut.

3. Die Dornenkrone ist seitdem für alle frommen Christen Gegenstand der Verehrung geworden. In den letzten Zeiten hat die Kirche sogar zu Ehren der Dornenkrone ein eigenes Fest eingesetzt und wenn das Lied gesungen wird: „O Haupt voll Blut und Wunden, voll Schmerz bedeckt mit Hohn," dann fühlt jedes fromme Gemüt in dem Mitleid zugleich das Verlangen, durch die innigste Liebe und Verehrung Jesu dem Heiland und König huldigen zu wollen.

Für den Heiland selbst aber verwandelte sich die Schmach und Pein der Krönungsszene schon am dritten Tage in Wonne und Herrlichkeit. Von Licht und Glanz umflossen, wie einst auf Tabors Höhen, mit himmlischer Schönheit, wie mit einem Gewand umkleidet, den Purpur der Herrlichkeit um seine Schultern, auf dem gesalbten Haupte das königliche Diadem, so steht er da, die Siegesfahne in der Hand. Ewige Liebe ist ausgegossen über sein heiliges Antlitz, göttliche Majestät ruht auf seiner Stirne, heilige Siegesfreude strahlt aus den verklärten Augen: Nicht rohe Kriegsknechte, nicht mit Blut bedeckte Streiter, nein, die Patriarchen und Propheten und die Gerechten des A. B. jubeln ihm jauchzend entgegen, huldigen dem glorreichen Helden, beten an ihren göttlichen König. Ja, selbst die Engel umschweben frohlockend den triumphierenden Sieger und singen ihm himmlische Lieder. Stimmen auch wir ein in die Huldigungen des Himmels und der Erde. Preis dem König, der für uns mit Dornen ist gekrönt worden.

Brockensammlung

Aus Neuß ungenannt 1 ℳ für den Bonifatiusverein

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.

Nr. 11. Sonntag, 15. März. 1925

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 15. März: Longinus.
Montag, den 16. März: Heribert.
Dienstag, den 17. März: Gertrud.
Mittwoch, den 18. März: Cyrillus.
Donnerstag, den 19. März: Joseph.
Freitag, den 20. März: Joachim.
Samstag, den 21. März: Benedikt.

Sonntagslesung.

Im heutigen Evangelium spricht der göttliche Heiland mit ernsten Worten von dem Unglück des Rückfalles in die Sünde und damit berührt er einen der wichtigsten Punkte des Seelenlebens. Der Rückfall in die Sünde oder in die verlassene böse Gewohnheit gehört zu den verhängnisvollsten Erscheinungen auf dem Gebiete des sittlichen Lebens. Er ist darum so verhängnisvoll in seinen Wirkungen, weil er so leicht den Mut und das Vertrauen ertötet und zu Gleichgültigkeit oder Verzweiflung führt. Eines ist hier aber zu beachten. Wenn der göttliche Heiland von dem unreinen Geist spricht, so ist damit nicht allein die Unkeuschheit verstanden, sondern jeder Widerspruch gegen den Geist Gottes, jede Sünde. Und gerade, wo es sich um die Sünde gegen die Keuschheit handelt, bei der der Rückfall so häufig, weil die Versuchung und die Schwäche den Menschen in diesem Punkte so groß ist, muß man sich hüten, die Folgen eines Rückfalles in diese Sünde als unheilbar darzustellen. Gerade ernste und vom redlichen Willen erfüllte Menschen, die an den Nachwirkungen früherer Sünden leiden und die Macht der Gewohnheit an sich erfahren, bedürfen dringend des Trostes und der Ermutigung. Man vergesse nicht, daß der göttliche Heiland selbst diese armen Sünder viel milder beurteilt, als wo ihm der Stolz, wie bei den Pharisäern, und die lieblose Hartherzigkeit, wie bei dem reichen Prasser, entgegentritt.

Heiligung der täglichen Werke.

XI.

Oefters wiederkehrende Religionspflichten.

Ein jeder Christ, der für sein Seelenheil eifrig besorgt ist, muß gewisse religiöse Uebungen fleißig vornehmen, damit sein Eifer nicht erlahme, seine Vorsätze nicht kraftlos werden, und die Sünde nicht bei ihm Einkehr nehme. Zwei Uebungen stehen nun hier an der Spitze: Beichte und Kommunion. Wie oft man nun auch darüber predigen hört, die Erfahrung lehrt doch, daß ein Unterricht darüber, zumal in einem Sonntagsblatte, in dem man alles immer wieder nachlesen kann, überaus nützlich ist, sicher in einer Zeit, wo mit dem nahenden Ostern Beichte und Kommunion zur religiösen Pflicht gehören.

Von der Beichte.

Daß das Sakrament der Buße von Christus eingesetzt und dieses Sakrament auch die Beichte oder das Bekenntnis der Sünden in sich schließt, ist innerhalb der katholischen Kirche immer geglaubt worden. Mit den Worten: „Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen, und welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten", hat der göttliche Heiland dem Priester ein Richteramt übertragen. Wohl spricht der Herr hier nicht ausdrücklich von einem Bekenntnis der Sünden, aber das ist mit dem Richteramt von selbst gegeben. Er spricht von Sünden nachlassen oder behalten, also muß der Priester eine Entscheidung treffen, ob er die Sünden erlassen kann oder nicht. Dieses Urteil muß aber begründet sein, dem Würdigen muß er die Sünden erlassen, dem Unwürdigen sie behalten. Die Beurteilung der Würdigkeit oder Unwürdigkeit stützt sich aber auf den Seelenzustand des Sünders. Den kann nun der Priester aber nicht anders erkennen, als wenn der Sünder ihm denselben in der Beichte offenbart.

Hier ist nun vor allem die Aufrichtigkeit der Beichte von Wichtigkeit. Daß hier für den Menschen wegen der Beschämung, die doch immer mit dem Bekenntnis zumal schwerer Sünden verbunden ist, eine Klippe liegt, ist begreiflich, und daß dann durch freiwilliges Verschweigen bewußter schwerer Sünden anstatt ein Mittel des Trostes und des Heiles zu werden, eine solche unaufrichtige Beichte den Weg zum ewigen Verderben eröffnen kann, ist leider nur zu wahr. Um einem solchen unglücklichen Zustande zu entgehen, erwägen wird das Folgende:

1. Es ist recht und billig, aufrichtig zu beichten. Ein Missetäter wird leichter ein gnädiges Urteil erhalten, wenn er sein Verbrechen offen und redlich eingesteht, als wenn er es hartnäckig leugnet; ein Kranker, der ein sehr gefährliches Uebel an sich hat, wird einem erfahrenen Arzte mit aller Aufrichtigkeit die einzelnen Umstände seiner Krankheit erklären, und wenn es ihm ernst ist, geheilt zu werden, ohne allen Rückhalt die Wunde oder das geheime Uebel entdecken, dasselbe mag noch so wüst und abscheulich aussehen. Siehe, so ist ein Sünder ein Missetäter vor Gott, er ist ein Kranker; der Priester ist der von Gott bestellte Richter und Seelenarzt: deshalb ist es denn billig und recht, daß der Schuldige sich aufrichtig wegen seiner Sünden anklage, daß der Kranke ohne alle Scheu seine Wunden aufdecke; denn wie könnte sonst der Priester als Richter nach Recht und Billigkeit richten und als Seelenarzt die tauglichen Mittel vorschreiben? Den Beichtvater zu betrügen, ist keine Kunst, dies kann auch der einfältigste, tölpelhafteste Mensch; der Geistliche besitzt ja keine Zwangsmittel, um die Wahrheit mit Gewalt heraus zu bringen; er muß einfach dem Glauben schenken, worüber der Sünder sich selbst anklagt; gesteht der Sünder alles offen, dann ist es nur um so besser für diesen: verschweigt er aber mit Vorbedacht irgend eine schwere Sünde, so trifft nicht den Beichtvater irgend eine Schuld, wohl aber den Sünder; ihm ist nicht geholfen, er ist nicht frei von seinen Sünden, und wenn auch tausendmal die Absolutionsworte über ihn gesprochen worden wären; denn der allwissende Gott, der die Falschheit seines Herzens schaut, muß eine solche unwürdig empfangene Lossprechung verwerfen.

2. Es ist nicht schwer, eine aufrichtige Beichte abzulegen. Wie, nicht schwer, seufzt du? Gibt es denn unter allen Obliegenheiten des katholischen Glaubens eine härtere als die ist, dem Priester alles offen und aufrichtig sagen zu müssen, was man Sündhaftes gedacht, geredet und getan hat, es mag noch so geheim, noch so schwer, so schimpflich und abscheulich sein, und zwar nach Gattung, Zahl und notwendigen Umständen, so gut man sich all dessen erinnert? Ich gestehe gerne, daß das Beichten für manchen Sünder eine schwere Demütigung ist, und daß es ihm wie ein Messerstich in das Herz fährt, wenn er an das Beichten erinnert wird. Doch ist diese Pflicht unseres heiligen Glaubens bei weitem nicht so grausam, wie sich viele einbilden. Denn Christus der Herr, der die Beichte im neuen Bunde der Gnade eingeführt hat, tat alles, um dieselbe für uns leicht und erträglich zu machen. Einmal hat er

dem Sünder, der offen und reumütig beichtet, die unfehlbare Nachlassung aller Sünden ohne Ausnahme versprochen. Welch' süßer Trost für jeden, selbst den größten Sünder, da er mit aller Zuversicht sagen kann: Ich habe noch Gnade zu hoffen, es kann mir noch geholfen werden, wenn ich reumütig und aufrichtig dem Beichtvater meine Vergehen offenbare und mich dem Bußgericht der heiligen Kirche unterwerfe! Sodann ist es dem Sünder gestattet, zu beichten, wo und bei wem er will; er darf sich einen beliebigen Priester zum Beichtvater auswählen, wenn der gewählte nur die rechtmäßige Gewalt hat, Beichte zu hören und von Sünden loszusprechen. Endlich befiehlt die Kirche den Priestern, daß sie über nichts in der ganzen Welt zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen mehr Stillschweigen beobachten sollen, als über alle Sünden, die sie im geheimen Gericht der Beichte erfahren haben. Wie, mein Christ, der du dies erwägst, sollte dir dann das Beichten noch so hart vorkommen?

3. Es ist notwendig, aufrichtig zu beichten. Wer nicht redlich beichtet, hat keine Gnade, keine Verzeihung, kein Heil zu hoffen. Das Beichten ist kein Kirchengebot, von dem man etwa dispensieren könnte, wie vom Fasten oder Anhören der hl. Messe, es ist ein Gebot Gottes; das Beichten ist auch nicht, wie gottlose Menschen lästern, eine Erfindung der „Pfaffen"; nein, Christus hat es eingesetzt zur Hilfe und zum Troste der Sünder; und er hat dabei ausdrücklich bestimmt, daß er keinen Sünder zu Gnaden aufnehme, der nicht, falls er Zeit und Gelegenheit dazu hat, vorher beichte, und zwar offen und redlich beichte. Was erwählst du nun jetzt? Ist es leichter, einstens beim allgemeinen Gerichtstag zur größten Beschämung öffentlich beichten zu müssen vor allen Engeln und Menschen und verworfen zu werden, oder jetzt insgeheim einem Priester zu beichten, der dir helfen will und kann und nicht das Mindeste aus deiner Beichte aussagen darf, dadurch selig zu werden? Ach, Unglückseliger, der du wissentlich eine oder mehrere schwere Sünden verschweigst, du begehst einen schrecklichen Gottesraub; du schändest das hl. Sakrament der Buße; du mißbrauchst die Verdienste Christi; du setzest dich der Gefahr aus, ewig verworfen zu werden!

Freitagsfastenmesse.

Vor mir liegt ein altes Gebetbuch. Es findet sich darin neben verschiedenen Meßandachten auch eine, welche die Ueberschrift trägt: „Gebete vor und nach der hl. Messe an den sechs Freitagen der hl. Fastenzeit" und darunter die Notiz: „Nach dem ersten Segen vor dem Beginn der hl. Messe kniet der Priester am Fuße des Altares und spricht abwechselnd mit dem Volk: „Laß o Gott deine Augen offen sein und deine Ohren aufmerken auf unser Gebet an dieser Stätte."

Wo wir diese Gebetsandacht noch einmal durchlesen, tauchen alte liebe Erinnerungen auf. Bei uns und so wird es auch wohl in anderen Kirchen, wo ein Pastor und ein Kaplan war, gewesen sein, ging einer der Herren, der gewöhnlich auch die Fastenpredigt hielt, während der andere die hl. Messe las, auf die Kanzel und betete diese Meßandacht. Keine ist uns als eine allen gar liebe Gebetsweise so im Gedächtnis geblieben, wie diese.

Der Grund dafür wird wohl weniger in den schönen, den Psalmen und den Briefen des hl. Apostels Paulus entnommenen Gebeten, als vielmehr darin gelegen haben, daß es ein Gebet war mit dem reichsten Wechsel zwischen Priester und Volk, welch letzteres hier nicht, wie in den meisten Meßgebeten, wie wir sie in vielbenutzten Andachtbüchern finden, auch hier und da einmal, nachdem der Priester einen längeren Absatz vorgebetet, mit einer kurzen Zeile, sondern wie in einem anregenden Zwiegespräch ebenso wie der Priester immer wieder ähnlich wie bei Abbetung einer Litanei zu Worte kommt.

Das ganze Gebet bekam dadurch dramatisches Leben, ließ die Aufmerksamkeit nicht erlahmen und hielt die Gemüter in andächtiger Spannung.

Es wäre sicher wünschenswert, wenn man in den Gebetbüchern mehr, wie jetzt, zu dieser Art lebendigen Flusses in kurz gefaßten Wechselgebeten wieder zurückkehrte. Die Beteiligung am Gebete durch das öftere laute Mitreden würde eine viel lebendigere, viel eindringlichere werden. Bei der hl. Messe betet ja auch der Priester einige Gebete laut, andere leise, aber nicht so leise, daß er sich nicht selbst hören könnte. Bei einer ganzen Gemeinde, wo die Gläubigen alle dicht nebeneinander in den Bänken knieen, wäre auch diese letzte Art nicht gut angängig, würde es ja denn leicht in der Kirche summen, wie in einem Bienenschwarm.

So sind die Leute bei den oft sehr langen Abschnitten des Vorbeters entweder auf das stille Mitlesen oder auf das Hören angewiesen. Beides ist aber dem eigentlichen Gebete als einer wirklichen Erhebung des Gemütes zu Gott und einem wirklichen Reden mit ihm wohl weniger entsprechend.

Da würde es uns noch besser gefallen, wenn das ganze Volk, wie es gemeinsam seine Lieder singt, auch gemeinsam laut die Gebete verrichtete, die jetzt der Priester auf der Kanzel manchmal gar mit einer so leisen Stimme betet, daß diejenigen, die nicht gerade unter der Kanzel sich befinden, kaum etwas davon verstehen. Die obengenannte Art und Weise wäre unseres Erachtens in Klöstern und Pensionaten ganz leicht auszuführen, weil hier ja die Zöglinge schon ohnehin an ein langsames, rhythmisches Gebet, Innehalten der Saftzeichen u. an deutlicher Aussprache der Worte gewöhnt werden. Ich sollte meinen, es müsse für den Hörer ein Genuß und für die Beteiligten eine große Erbauung sein — einen solchen wirklichen Gemeinschaftsgottesdienst, was ja die hl. Messe auch sein soll, in Vollzug gesetzt zu sehen.

Selbstverständlich dürfte man so etwas nicht leicht wagen in einer größeren, aus vielen uneingeübten und nach dieser Seite undisziplinierten Elementen sich zusammensetzenden Schar von Gläubigen, weil hier jeder mangelnde Zusammenklang zum störenden, unerbaulichen Mißklang würde. Aber was uns aus unserer Jugendzeit in Bezug auf die Gebete während der Freitagsfastenmesse in so lieber, wohltuender Erinnerung geblieben ist, das, so sollten wir glauben, würde auch unseren jetzigen Zeitgenossen zu besonderer Erbauung gereichen. Es entspricht diese Art und Weise ja auch der altchristlichen Zeit, von deren Gebetsweise wir ja noch in unsern Litaneien ein sprechendes Zeugnis haben.

„Niemand hat Zeit für mich."

Frau Winter war krank, lange krank. Sie hatte, wie die Leute sagten, die Abnehmungskrankheit. Sie lag schon fast den ganzen Winter in ihrem Kämmerlein. Als ich sie eines Tages besuchte und fragte: „Frau Winter, wie geht es?" klagte sie nicht über Husten, auch nicht über Schmerzen, sondern sagte nur: „Niemand hat Zeit für mich." Das war ein wehetuendes Wort, das klang wie der Ton einer zerrissenen Saite.

Aber an wen dachte sie denn, wenn sie so traurig klagte: „Niemand hat Zeit für mich." An ihre Kinder? Nein, denn Kinder hatte sie nicht. An ihre Anverwandten? Auch nicht; denn die wohnten in einem anderen Dorfe. Nein, sie dachte an ihren Mann. Aber war der ihr denn nicht gut? War er nicht den ganzen Tag fleißig bei der Arbeit, dabei für sich ohne Bedürfnisse, ging nicht ins Wirtshaus und rauchte nicht, damit es nur ja seiner kranken Frau an nichts fehle? Hat er wohl jemals, wie sonst Männer es wohl tun, zu seiner Frau gesagt: „Es ist aber ein Elend mit dir, daß du so gar nichts tun kannst?" Hat er wohl einmal ein finsteres Gesicht gemacht, wenn er abends totmüde von der Arbeit kam, daß man es ihm anmerkte, „es wäre ihm doch das lange Kranksein seiner Frau auf die Dauer lästig, er habe nun auch rein gar nichts von ihr?" Sorgt er nicht, daß sie zur rechten Zeit Medizin bekommt und läßt er ihr nicht alle möglichen Stärkungen zukommen und holt ihr, worauf sie nur Appetit hat? Läßt er nicht immer wieder, wenn die Frau irgendwie über besondere Schmerzen klagt, gleich wieder den Doktor rufen? Man sollte nun meinen, was fehlt denn noch? Mehr kann doch der arme Mann für seine Frau nicht tun. Oder was könnte sie unter den Verhältnissen noch mehr von ihm verlangen?

Nichts scheint zu fehlen und doch, eines fehlt. Scheinbar eine Kleinigkeit, daß er nämlich einmal eine Stunde oder nur eine halbe sich an ihr Bett setzt, hört, was sie leidet, Mitleid mit ihr zeigt und ihr die Sorgen von der Seele scheucht, wie die Mutter vom Bett der schlafenden Kinder die Fliegen verjagt. Aber dazu hat der Mann oder vielmehr dazu nimmt er sich keine Zeit. Die Arbeit, sagt er sich, ist so nötig, besonders wenn die Frau fehlt. Arbeit und wieder Arbeit bis spät in die Nacht. Und die Frau bleibt allein mit ihren Gedanken und mit dem Verlangen nach einem lieben Wort von demjenigen, der ihr im Brautstande so viele liebe Worte gesagt hatte. Damals, wo sie frisch und gesund war, hätte sie dieser Worte vielleicht weniger bedurft, als jetzt, wo sie krank ist und sich so verlassen fühlt.

Wie tut doch die Kälte so weh, und wie wird diese Kälte umso mehr empfunden zu einer Zeit — und das ist gewiß die der Krankheit — wo man nach ein bischen Wärme sich sehnt. Und unter dieser vermeintlichen Kleinigkeit, die der Mann vielleicht bei seinem andern fleißigen Schaffen zum Leben seiner Frau nicht einmal merkt, verschmachtet langsam die Seele der Leidenden wie im trockenen Hochsommer die zarten Blumen in dem sonst wohl gepflegten Garten verschmachten.

Einer der größten englischen Schriftsteller, Carlyle, hatte eine feine zarte, liebebedürftige Frau gehabt. Die hungerte jahrelang nach einer Stunde, in der ihr berühmter Mann ihr auch einmal allein gehören sollte. Er konnte ihr diese Stunde nicht geben. Er mußte Bücher schreiben, Vorträge halten, auf Reisen gehen. Und während er viele tausend Fremde durch seine Schriften und Reden erquickte und begeisterte, verdarb neben ihm die ihm zunächst stehende Menschenseele in dem ungestillten Verlangen nach einem einzigen herzlichen Liebeswort. Als sie tot war, las er ihre Tagebücher, in denen sie alle ihr Leiden und Sehnen und ihr Entbehren niedergeschrieben. Da wäre ihm schier das Herz gebrochen. „Wie ein Blinder lief ich vorbei an der edelsten Blume, die in meinem Garten blühte, sagte er.

Wie vielen Menschen geht es ähnlich. Erst wenn sie ihr Liebstes im Grabe liegen haben, erkennen sie erst, was sie an ihnen versäumt. Dann aber ist es nicht mehr nachzuholen.

„Wollet nicht lieben die Welt".

sagt der Apostel, und doch haben wir neulich in ein paar Artikeln gesehen, wie schön die von Gott geschaffene Welt ist und wie wir darin fehlten, daß wir zu wenig an das Schöne denken, das in der Schöpfung sich findet. Da muß also zwischen „Welt" und „Welt" ein Unterschied sein. Und das ist es auch.

Die Welt als Gotteswerk und »welt ist und bleibt in sich gut und schön. Wir dürfen sie darum lieben, uns ihrer zu unserem Nutzen und unserer Freude bedienen. Nur muß man bedenken, daß Gott alles zu seiner Ehre geschaffen. Wenn nun der Mensch — und er allein als mit Verstand und freiem Willen begabtes Wesen kann das — sich der Geschöpfe bedient, Gott zu entehren, Geschöpfe und Dinge so liebt, daß er ganz darin aufgeht, über der Anhänglichkeit an sie, und dem Verlangen nach irdischen Dingen Gott selber vergißt, so ist das die Welt in dem von der hl. Schrift verurteilten Sinne.

So kann man denn zunächst unter Welt die Gesellschaft jener Menschen verstehen, welche diese sichtbare Welt mit ihren Reichtümern, Ehren und Vergnügen mehr lieben als Gott, die Weltmenschen. Man kann aber auch insofern von einer solchen bösen Welt reden, als die irdischen Dinge selbst, wie Ehren, Reichtümer und Vergnügen zum Menschen in eine Beziehung treten, daß sie ihn abhalten, dem Schöpfer die schuldige Verehrung zu erweisen. So verstanden kann die Welt die furchtbare Quelle jeder Art von Sünde werden.

Im Allgemeinen kann man nun nicht sagen, daß uns die Welt in ihrer äußeren Erscheinung im Gewande der Sünde entgegentritt, im Gegenteil: sie hat ihre einschmeichelnde Stimme, ihre einnehmende Geschicklichkeit, ihre schöne und anziehende äußere Erscheinung. Sie versteht es, ihre Anforderungen als durch den Zeitgeist, die Mode, den Kulturfortschritt gebotene dar- und entgegengesetzte Anschauungen als veraltete abzutun. Sie weiß sogar öffentliche Grundsätze der Ehrbarkeit aufzustellen und selbst in der Kirche dem Teufel ein Kerzchen auf den Leuchter zu setzen.

In der Tat. Wenn man in der hl. Schrift Beschreibungen solcher Personen liest, die als Vertreter der Welt gelten können, ist man wirklich überrascht, keine Erwähnung solcher Taten zu finden, welche direkt sündhaft sind.

So wurden die Menschen zur Zeit Noes von unserm Heiland gekennzeichnet: „Sie aßen und wurden satt, nahmen und gaben zur Ehe bis zu dem Tage, an welchem Noe in die Arche ging." Nichts mehr. „Aber die Flut kam und nahm alle hinweg."

Die einzige Person ferner, welcher der Bericht des Evangeliums bis in den Aufenthalt der Verworfenen folgt, wird dargestellt als ein reicher Mann, der sich in Purpur und feine Leinwand kleidete und alle Tage herrliche Gelage hielt. Das ist alles. Aber „es starb der Reiche und wurde in die Hölle begraben."

Warum nun diese furchtbaren Züchtigungen? Sicher waren die hier von den Menschen erzählten Dinge an und für sich kein Unrecht. Wir können essen und trinken, wie uns der Apostel lehrt, zur Ehre Gottes, und die Ehe war zur Zeit der Sündflut eine göttliche Einrichtung, wie sie jetzt ein christliches Sakrament ist.

Auch die Handlungen des reichen Prassers waren an sich nicht hinreichend, seine Seele der heilsamachenden Gnade zu berauben. Jemand mag täglich sich in feine Leinwand kleiden und glänzende Festmahle halten, ohne deshalb einer Todsünde sich schuldig zu machen, vorausgesetzt, daß dieses verweichlichte und verzärtelte Leben keine anderen Uebel in seinem Gefolge hat.

Aber daß der Reiche über seinem Besitz und seinen Vergnügungen vergaß, daß diese Güter ihm gegeben seien, auch die Armen daran teilnehmen zu lassen, daß er von seinem Ueberfluß kein Almosen gab und gefühllos gegen den armen Lazarus war, also der Mangel an Liebe, das war die Sünde.

Und darin liegt die Gefahr. Das Verkehrte und Sündhafte, das in der Regel einem der Welt gewidmeten Leben anhaftet, liegt in der Tatsache, daß es sich so von den irdischen Dingen einnehmen läßt, daß Gott und die Ewigkeit darüber vergessen wird.

Als der göttliche Heiland in Bethlehem geboren wurde, war kein Platz für ihn in der Herberge. Draußen vor dem Tore fand er die Stätte seiner Geburt. Aehnlich gibt es keine Wohnung für ihn in einem Herzen, das ganz und gar in der Welt aufgegangen ist, denn jeder Winkel ist von den Geschöpfen eingenommen. Er wird einfach von anderen Gästen verdrängt. Solche Menschen sind zu sehr von sich selbst, ihrer Eigenliebe oder den Geschöpfen eingenommen, als daß sie sich in erster Linie um ihren Schöpfer kümmerten.

Der göttliche Heiland steht vor der Türe und klopft an. Er läßt die Einladung zu seiner Liebe an uns ergehen. Aber wie vielfach wird er abgewiesen. Der eine hat einen Meierhof gekauft, der zweite muß ein Joch Ochsen in den Pflug spannen, der dritte hat ein Weib genommen. Da bleibt ihnen für den Dienst Gottes keine Zeit übrig. Gewiß dürfen wir nicht so weit gehen, hier bei den Weltmenschen gleich von schwerer Sünde zu reden, aber diese zu große Hingabe an die Weltdinge sind das Klima, wo die Sünde die günstigsten Bedingungen ihres Entstehens und Fortkommens findet, die Fieberluft, in der die meisten Bazillen sich entwickeln, um sündhafte Entzündungen zu erzeugen.

Darum ist die Mahnung: „Wollet nicht lieben die Welt" wohl angebracht. Anstatt sich, wie es sein soll, der Geschöpfe als Mittel zum ewigen Ziele zu bedienen, suchen sie darin nichts anderes, als augenblicklichen Genuß. Anstatt sich hier auf Erden als Wanderer zu betrachten, wollen sie hier schon den Berg Tabor haben und bleibende Hütten bauen. Kann aber jemand beständig Gott unbeachtet lassen, ohne seine Freundschaft zu verlieren? Dem widersprechen Vernunft und Erfahrung.

Es ist ja in gewissem Sinne wahr, wir dürfen das, was Gott nicht zur Sünde gemacht, auch nicht dazu machen, darum nicht Reichtum, Ehre und Vergnügen in Bausch und Bogen verwerfen, da es wirklich von Gott gegebene Güter sind. Aber sobald die Liebe zu diesen Dingen das Menschenherz ganz zu erfassen droht, da zeigt sich als dunkler Hintergrund eines solch weltlichen Lebens, eine entsetzliche Welt innerer Gottentfremdung, die mit fast zwingender Notwendigkeit zur Sünde führt.

Tante tuts doch.

Bei Gelegenheit einer Volksmission predigte der Pater auch über die öftere Kommunion. Wie warm er dieselbe auch seinen Zuhörern empfahl, so machte er doch, entsprechend an das Wort des Apostels: „So prüfe der Mensch sich selbst und so esse er von diesem Brote" die Bemerkung: Kaum ein Fehler solle die häufig Kommunizierenden so nachdenklich machen, als der Mangel an Liebe. Wenn also z. B. Personen, die alle acht Tage oder noch öfter zur hl. Kommunion gingen, sich dadurch nicht abhalten ließen, im Verlaufe der Woche bei jeder Gelegenheit in der lieblosesten Weise sich über die Mitmenschen zu unterhalten, so sei der Zweifel doch sehr berechtigt, ob solche von der öfteren hl. Kommunion irgend welchen Nutzen hätten. Mit ihrer Mutter war auch Klara, ein liebes, kluges Mädchen von 10 Jahren, in der Predigt gewesen. Zu Hause angelangt, in dem Glauben, sie sei mit ihrer Mutter allein in der Stube, sagte Klara zur Mutter: „Tante tuts doch." Die Tante, die Schwester des Vaters, wohnte bei der Familie. Die Mutter, die nicht gleich verstand, was Klara meinte, erwiderte: „Was tut denn Tante?" „Ja, der Pater hat doch gesagt, die, welche oft lieblos über die Fehler ihrer Mitmenschen sprächen, dürften nicht so oft zur Kommunion gehen. Tante spricht aber doch fast immer über andere Menschen und doch geht sie alle acht Tage und auch noch in der Woche zur Kommunion." Die Mutter wurde verlegen, dann erwiderte sie ihrem guten Kinde: „Ja, Klara, darüber dürfen wir nicht urteilen, Tante, die sonst doch so gut ist, wird das bisher wohl nicht so eingesehen haben." Die beiden hatten aber eine unfreiwillige Zuhörerin gehabt. Sie hatten nicht bemerkt, daß die Türe zum Nachbarzimmer, in der die Tante sich befand, nur angelehnt war. Als sie die helle Stimme des Kindes hörte: „Tante tuts doch" hatte sie aufgemerkt und nun die ganze Unterredung gehört. Sie war in der Predigt gewesen und hatte die Worte des Predigers vernommen, nur dieselben nicht, wie das so manchmal geschieht, auf sich selber bezogen. Das Wort des Kindes aber: „Tante tuts doch" beschämte sie tief und weckte mächtiger noch, als der Missionar, ihr Gewissen. Von dem Tage an gab die Tante auf sich acht, und nicht lange danach konnte Klara zur Mutter sagen: „Mutter, Tante tuts nicht mehr", worauf die Mutter erwiderte: „Siehst du, Kind, wie recht ich hatte, als ich dir sagte: Tante hat das bisher nicht so eingesehen."

Habsucht und Genußsucht.

Der kaum beendete Barmat-Prozeß, der wochenlang die Oeffentlichkeit in Anspruch nahm, hat einmal wieder das Wort des hl. Apostels Paulus bestätigt: „Die Wurzel aller Uebel ist die Habsucht." Welch Abgrund von Korruption hat sich da wieder gezeigt, den die Geldgier aufgerissen. Wie viele Männer hat sie da wieder um ihre Ehre, wie viele Familien um ihr Glück gebracht, wie sehr der Welt offenbart, wie tief in allen Kreisen das Geld seine schmutzigen Hände gesteckt und wie viele dieselbe gewissenlos geschüttelt haben. Da wird einem wieder begreiflich, warum der göttliche Heiland auf den Reichtum so schlecht zu sprechen war. Nicht als ob der Reichtum seinem Wesen nach schlecht und die Armut wesentlich gut wäre; nicht als ob alle Reichen auf dem breiten Wege des Verderbens und alle Armen auf dem schmalen Pfade des Heiles sich befänden. Es gibt in reichen und armen Kreisen Leute, welche auf das Geld sich verlassen, es gibt reiche und arme Spitzbuben, Betrüger, Hehler und Stehler bei Leuten in Glacé und bei solchen, die im Arbeitsrock einhergehen.

Man wird sie aus jeder Gesellschaft und aus jeder Besitzklasse in den Gefängnissen finden. Schon im Buche der Weisheit wird übrigens von einem tugendhaften Geldmenschen, wie von etwas Wunderbaren gesprochen. „Glückselig der Reiche", heißt es im Buche der Weisheit, „der unsträflich erfunden ward, der dem Golde nicht nachging und seine Hoffnung nicht auf Geld und Schätze setzte. Wer ist ein solcher, daß wir ihn preisen! Denn Wunderbares hat er in seinem Leben getan!"

Diese Worte sind auf unsere Zeiten viel mehr anwendbar, als auf die Vergangenheit, denn heute sind die Reize des Reichtums viel größer. Ja, die Gier nach Reichtum nimmt trotzdem, daß die Kriegsjahre einer Menge Menschen ihren Besitz genommen, und damit ihnen zum Bewußtsein gebracht wurde, wie wenig Verlaß auf den Besitz irdischer Güter und des mit ihm vermeintlich gegebenen Glückes ist, in allen Klassen der Gesellschaft zu